

Der Pflug.

Es liegt ein Feld mit Granaten besät. Da hat der Krieg mit donnernden Schlägen gemäht. Hat die Erde mit Garben, mit Menschen bedeckt und ist dann in weitere Fernen geschreckt.

Nur ein Pflug, wie ihn der Bauer verlieh, als ihn der Wind des Todes anblies, steht ruhig im Feld, zur Arbeit bereit, als käme schon morgen die friedliche Zeit.

Als käme schon morgen das Ende der Not, als grüne schon morgen das heilige Brot. Als blühe, was gestern der Tag zerschlug — Ruhig wartet im Feld ein Pflug!

Mag Barthel, Musiker.

Der Sprecher des Menschengeschlechts.

II.

Jede aufsteigende Klasse glaubt mit der Erfüllung ihrer Klassenziele der ganzen Menschheit die Erlösung bringen zu können, jede wähnt, wenn sie sich ihre ganz bestimmte und ganz bedingte Freiheit erkämpft, sei die Freiheit für den Erdball errungen. Niemand übernahm sich in diesem Glauben so sehr wie nach ihrem Sieg die junge bürgerliche Klasse Frankreichs, und in ihren Reihen wiederum war niemand so davon durchdrungen, daß die französische Revolution nur der Beginn der Weltrevolution sei und daß das französische Volk sich zur Nation des Menschengeschlechts erweitern müsse wie Cloots.

Aber vorderhand mußte er sich in dem Paris einleben, das ihm nach dem Sturz der Bastille als der Hauptort des Erdballs erschien. In einem bescheidenen Stübchen mietete er sich ein, um gleichsam in einem Zelt den Feldzug für die Menschenrechte mitzumachen, und durchstreifte nun, die trunfene Seele voll Begeisterung, Kreuz und quer die Stadt: so mußte er binnen 24 Stunden um die revolutionäre Temperatur von Paris bescheid. Bald drängte ihn sein Temperament zu Taten: als Emittar begab er sich nach der Dreitage, um die frohe Botschaft der Revolution zugunsten aller zu verkünden. Dem Landvolk predigte er, gehäht und gehebt von den Straußjüngern und ihren Schergen, fiammende Panale auf und stürmte auch in den Städten die Herzen wach, sich mit Vorliebe an die jungen Leute wendend, denen er predigte: „Hütet Euch vor Guren Vätern! Greife hands — überlaßt sie der Vergangenheit, denn Worte wie Patriotismus und Freiheit gehören nicht zu ihrem Wörterschatz!“ Als Cloots, zufrieden mit dem Erfolg seiner Propagandafahrt, nach Paris zurückkehrte, hatten die Szenen des 5. und 6. Oktober König samt Nationalversammlung gezwungen, aus Versailles nach Paris überzusiedeln. Da man ihm in gemäßigten Kreisen die Helden des 6. Oktober als Plünderer, Hungerleider und Stoppabschneider malte, als ganz gemeine Kanaille, entgegnete er kühl, es sei die Pflicht eines Patrioten, sich mit der Kanaille zu verschwören (de s'encaniller): er wolle alles sehen, von der Feder bis zum Hock, und nachdem er mit dem Bauern Bekanntschaft gemacht, könne er sich auch mit dem Arbeiter beschäftigen; wenn sie wirklich acht bis zehn Köpfe abgeschmitten hätten, so sei das wenig, um zwölf bis fünfzehn Jahrhunderte Unterdrückung zu rächen, und wenn man ihn vor ihrer brutalen Unwissenheit warne, so antwortete er wie jener britische Lord einem Franzosen geantwortet, der sich über die Unverschämtheit der englischen Bauern beklagt hatte: „Um so besser! Vor zwanzig Jahren waren sie minder unverschämt, weil sie minder frei waren, und ich hoffe, daß sie in abermals zehn Jahren noch unverschämter sein werden als heute.“ In der Tat fühlte sich Cloots unter den Städtern des Faubourg St. Antoine so wohl, als befände er sich mitten in Attila, denn zu seinem Erstaunen wurden hier auf offener Straße Debatten geführt, in denen man Voltaire, Helvetius, d'Alembert, Diderot und Rousseau als

Schwurzeugen bemühte. Als er danach wieder einen Absteher in die sogenannte große Welt machte, erschien sie ihm erbärmlich klein und nur von nacktester Selbstsucht beherrscht.

Ab und zu machte er sich ein besonderes Vergnügen daraus, in eine Kirche zu treten, und dort, ein Kaplan des Atheismus, von der Kanzel herab gegen die Pfläzerei zu wettern, als Legi Bacon's Wort unterlegend: „Die Kirchengeschichte ist die Geschichte von den Räuberzügen der Priester“. Aber der überzeugte Jakobiner, zu dem der Alevische Baron geworden war, rief noch lauter und häufiger als gegen den lieben Gott die Gemüter gegen den „guten König“ auf. Hartnäckig wiederholte er seine Mahnung, den Vogel in einen festern Käfig zu setzen, wenn man seine Flucht verhindern wolle. In einem radikalen Schrittschritt, Motion d'un membre du club des Jacobins (Antrag eines Mitglieds des Jakobinerklubs), schlug er vor, dem König im Frieden wie im Kriege den Oberbefehl über die bewaffnete Macht zu entziehen. „Franzosen!“, rief er aus, „Euer König ist weder ein Geschwaderchef noch ein Armeegeneral noch ein Oberichter noch ein Polizeipräsident; er ist das Haupt der Nation. Darum herunter mit seiner Uniform! . . . Und umgekehrt müssen die Unteroffiziere ungefümt zum Offiziersrang aufsteigen können. Ohne diese Vorsichtsmaßregel gebe ich dem Konstitutionsgebäude, das Ihr mit soviel Mühe und Ruhm aufrichtet, keine dreißig Jahre Dauer!“

Aber unbeachtet, fast ungehört verhallten seine Worte, und der Beschluß der Nationalversammlung, der das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden dem König abnahm und der Nation zusprach, lenkte seinen Eifer vorläufig in eine andere Richtung. Dieser Beschluß schien ihm das Antlitz der Erde umzugestalten, denn „ein freies Frankreich kann nur umgeben sein von Andern, die nicht minder befreit sind; eine Nation kann mit einem Kabinett nicht durch geheime Rotten verhandeln. Die Revolution hat die Grenzen überschritten; die Allgemeingültigkeit der Menschenrechte ist erklärt.“ Und während man sich rüstete, die Föderation der französischen Departements zu einem einigen und unteilbaren Frankreich durch ein Fest zu begeben, padte ihn der Gedanke, eine Föderation nicht nur Frankreichs, sondern des ganzen Universums symbolisch vorzubereiten. Eine Natur, die sich in Ertasen immer ganz, bis auf den Bodenfall ausschüttete, ward und wirkte er für diesen Gedanken mit aller Gut seiner Seele, und bald war es beschlossene Sache: eine Abordnung des Menschengeschlechts unter seiner Führung sollte von der Nationalversammlung einen besonderen Platz bei dem Fest erbitten. Am 19. Juni ging die denkwürdige Szene vor sich. An der Barre der Nationalversammlung erschien Cloots, gefolgt von 36 Ausländern, Preußen, Holländern, Engländern, Russen, Polen, Italienern, Spaniern, Schweden, Schweizern, und sogar ein Araber und ein Chaldäer fehlten nicht, die freilich beide seit langem als staatslich angestellte Dolmetscher in Paris tätig waren. „Eine Anzahl Fremder,“ redete Cloots die Versammlung an,

„aus allen Himmelsrichtungen wünscht, sich inmitten des Marsfeldes aufstellen zu dürfen; und die Freiheitsmütze, die sie mit Begeisterung erheben werden, wird das Unterpfand der baldigen Befreiung ihrer unglücklichen Mitbürger sein. Die römischen Triumphatoren schleppten die besiegten Völker mit, an ihren Karren gekettet; Sie aber werden, in dem ehrenvollsten Gegenfall dazu, in Ihrem Triumphzug freie Männer sehen, deren Vaterland in Ketten liegt, und deren Vaterland eines Tages frei sein wird durch den Einfluß Ihres unerschütterlichen Mutes und Ihrer philosophischen Weisheit. Unsere Wünsche und unsere Ehrerbietung sind die Fesseln, die uns an Ihren Triumphwagen binden. Niemals war eine Gesandtschaft geheiligter. Unsere Bittgesandtschaften sind nicht auf Pergament geschrieben, aber unsere Mission ist in unverwundbaren Lettern in das Herz aller Menschen gegraben, und dank den Vertretern der Menschenrechte sind diese Zeichen den Tyrannen nicht mehr unerkändlich. Sie haben, meine Herren, anerkannt, daß die Souveränität im Volke ruht. Nun ist überall das Volk von Diktatoren unterjocht, die sich Ihren Prinzipien zum Trost, für Souveräne ausgeben. Aber man kann sich nur die Diktatur anmaßen, die Souveränität ist unverleßlich, und die Gesandten der Tyrannen können Ihr erhabenes Fest nicht so ehren wie die Mehrzahl von uns, deren Mission stillschweigend von unseren Landsleuten, von unterdrückten Souveränen also, gebilligt wird. Welche Lehre für die Despoten! Welcher Trost für die unglücklichen Völker, wenn wir ihnen verkünden, daß die erste Nation Europas uns das Zeichen für das Glück Frankreichs und der beiden Erdhälften gegeben hat.“

Lauter Jubel unterbrach an mehr als einer Stelle die stolzen Sätze, und die Versammlung votierte nach einer Antwort des Präsidenten Remou begeistert die Anwesenheit der Abordnung des

Menschengeschlechts bei dem Bundesfest. Der Begeisterungsturm derselben Sitzung legte die Adelstitel samt allem Drum und Dran fort, aber bürokratischer Starrsinn wollte es, daß, trotz seines Widerspruchs, der „Sprecher des Menschengeschlechts“ als Baron de Cloots du Val-de-Grâce in das Protokoll einträte, denn seine Rede war vor der Abschaffung des Baron und des von gehalten worden.

Auch sonst setzte ihm der bissige Spott der Reaktionsäre hart zu. Während er aus ganz Europa Widerhall seiner Worte zu vernehmen glaubte, höhnten ihn die Royalisten, deren Grimm über die Abschaffung der Feudaltitel nach einem Brügellernen suchte, daß die ganze Abordnung lächerliche Theatermache gewesen sei. Nicht einmal die Ehre der Erfindung ließ man Cloots, sondern bezeichnete den Herzog von Blancourt als Macher des Schauspiels. Einer der Abgeordneten sei nämlich, die Namen verwechselnd, zu Blancourt gekommen und habe um sein Salär gebeten. „Was wollen Sie, mein Freund?“, fragte Herr von Blancourt. „Herr, ich habe den Chaldäer in der Nationalversammlung dargestellt und ich komme wegen der groß Franz, die man mir versprochen hat.“

Aber Anacharsis Cloots, wie er sich jetzt unterschrieb, ließ sich all das wenig anfechten. Am Tag nach dem Aufzug in der Konstituante marschierte er wader mit einem Spaten aufs Marsfeld hinaus, um dort mit Tausenden Pariser Bürger freiwillig an den Erdarbeiten zur Vorbereitung des Bundesfestes die Hände zu röhren. Und das war ein Sinnbild: unbekümmert ging Cloots seinen Weg, ein Arbeiter am Werk der Freiheit.

Tot —!

„Er kommt nicht —!“ Die Schar der auf dem Bahnsteig Versammelten hat sich bereits völlig verlaufen. Schwarz und leer grinsen die offenen Abteile die Frau an, die suchend an ihnen vorbeizieht.

Die Luft ist noch erfüllt vom Duft der Blumensträuße, mit denen die Wartenden bewaffnet waren. „Er kommt nicht.“ — Die blauen Lippen der Frau murmeln es tonlos. Mit hängenden Gliedern bleibt sie in der Nähe des Ausgangs stehen, schaut mit leeren Blicken — ohne das goldene Glänzen zu sehen — zu dem hohen, von einem Sonnenstrahl verklärten Fenster der Bahnhofhalle empor.

Ein Schatten legt sich über ihren Weg. Ein langer Herr in schwarzem Anzug steht vor ihr. Das knochige, strenge Gesicht, aus dem ein Paar kleine, graue Augen unbewegt den Jammer in den Mienen der Frau sehen, beugt sich ein wenig zu der kleinen Rundlichen herab.

Sie warten getwis auf den Reservisten Müller? „Eiseschauer böser Ahnung rinnen durch die Adern der Frau. „Ja, auf den wart' ich. Er ist mein Mann.“

„Tot —!“ sagt der lange Herr mit einer erlebigen Handbewegung.

Die Frau taumelt, sieht einen Augenblick noch den Sonnenstrahl in der Höhe, der aber plötzlich blutrot ist, und fällt dann zu Boden. Der Schaffner, welcher mit einer Laterne die Schienen absucht, ruft den Knipser zur Hilfe. Man holt Wasser.

Inzwischen entfernt sich der lange Herr, ohne daß ihn jemand daran gehindert hätte.

Die Frau schlägt die Augen auf. „Tot ist mein Mann?“ fragt sie schandernd.

„Wer hat das gesagt?“ fragt der Knipser und schaut sich zornig um. „Etwas der Schwarzrod, der soeben hier war? — Glauben Sie's nicht, Frau. Der Kerl ist verrückt. Dies ist der zweite Fall — ein richtiger Fall, den wir mit ihm erleben. Aber der soll noch mal kommen. Ich kenn' ihn wieder!“

Er hebt drohend die Faust.

„Kriegsophose,“ meint ein Herr aus der sich im Ru um die Frau sammelnden Menge. „Aberorten hört man von solchen Roheiten durch den Krieg verrückt Gewordener.“

„Wie aber weiß er, daß mein Mann Müller heißt?“ fragt die Frau in wieder erwachender Sorge.

Man lächelt. — „Mit den Sammelnamen Schulz und Müller wird er aufs Geratewohl operieren,“ tröstet der alte, gütige Herr. „Warten Sie ruhig noch, Frauen. Wenn Ihr Mann verwundet ist — kommt er sicher mit dem nächsten Zug.“

Einige Damen mühen sich um die junge Frau. Nieblüchen tauchen vor dem blauen Gesicht auf. Man laßt sie mit Stärkungswein, den der alte Herr bei sich trägt. Die blauen Augen unter den blonden Scheiteln blicken wieder etwas zusehender in die Welt.

Die Erweckung der Maria Carmen.

51] Von Ludwig Brinkmann.

Es regnet weiter, ich habe viel Zeit, und meine schwierige Abhandlung rückt langsam vorwärts. Marina sitzt häufig bei mir und erzählt. Stundenlang kann sie so sitzen und plaudern, geschwätzig und ausdauernd wie der Regen, der auf die Steinfliesen des Hofes niederplätscht.

Sie fragt so viel, und wir stammen aus zu verschiedenen Welten, als daß wir uns miteinander verständigen könnten.

Was ich tue, das interessiert sie am meisten. Und was mein Tun für einen Zweck hat. Selbstverständliche Fragen — und daher nicht so leicht zu beantworten. Man richte einmal solche Fragen an einen denkenden Menschen — ich bin auf die Antwort gespannt. Silber graben? Oder Maschinen bauen? Oder Bücher drucken? Wir werden gesehen müssen, es ist in all dem nichts. Oder wenn wir einen Zweck herauskonstruieren, dann ist es etwas gar Armseliges.

Ich revanchiere mich manchmal und frage nach den Zwecken, die mit Marina's Handlungen verknüpft sind. „Ich will eben leben,“ ist ihre ständige Antwort. Und sie hat ganz recht. Sie könnte mich wirklich etwas lehren. Sie will eben leben, und man muß ihr zugestehen, daß sie mit Konsequenz jede Tätigkeit vermeidet, die nicht in ausgesprochener Form diesem Zweck dient. Allerdings geht sie täglich zur Messe — und wundert sich, daß ich es nicht tue —, aber auch das nur in der einen zugestandenen Absicht, nach dem Tode weiter zu leben. Und sie genießt ihr Leben, genießt das Gefühl lebendig zu sein, Leben in sich zu tragen. Wir guten Europäer haben das längst verlernt. Wir empfinden unsere Existenz nur, wenn wir Maschinen bauen, oder Silber graben, oder Bücher drucken.

Marina sieht mich also beim Schreiben, sieht, wie sich eine Seite nach der anderen mit feltamen Strakelfüßen bedeckt. Damals, als ich ihr zum ersten Male auseinandersehen mußte, was all das Getue im Hochgebirge für einen Sinn habe, hatte ich schon keine so leichte Aufgabe. Wie sollte ich ihr begreiflich machen, daß der Maniakalépec eine geheimnisvolle Kraft in sich trage, die man in Weltenträdern erfassen und dann in kupfernen Zwirnsfäden fortleiten kann, um an anderen Orten Maschinen treiben zu lassen und so Menschenkraft überflüssig zu machen? Schließlich aber hatte sich Marina mit meiner Hilfe die Sache so klar gemacht: Kleine Kobolde wohnen im

Wasser, die mit eisernen Löffeln eingefangen werden, wenn sie so leichtsinnig sind, in das Raschennhaus hineinzuschwimmen; dann müssen sie auf den langen Leitungen, die sich von Mast zu Mast bis nach Loviche und Ozaca und vielleicht noch weiter hinspannen, fortmarkieren, müssen in die Silbergruben der Berge hinein, die ganze Nacht an den Rädern drehen und dürfen dann, wenn sie ihre Arbeit getan, mit Morgenrauschen wieder auf den Drähten zurückbalanzieren und sich in das Wasser flüchten. Ich gab dem Mädchen im allgemeinen recht, nur mit zwei Ausnahmen: erstens müssen die Kobolde auch am Tage schaffen; man sieht sie nur nicht, weil sie unsichtbar sind — doch Marina wollte das nicht so ohne weiteres glauben —; zweitens aber wandern sie nicht auf den Drähten zurück, sondern fahren hoch durch die Wüste auf einer Wolke reitend wieder heim, bis diese an den Kluppen der Berge hängen bleibt, so daß die kleinen Geister flink hinabsteigen können, um durch Ritzen und Schluchten wieder zum Bache zu gelangen, in den die endlich Erlösten sich lustig hineinstürzen; deshalb schäumt es und tobt es auch so in den Bächen; das macht, die Kobolde fühlen sich wieder in ihrem Elemente! —

So hat Marina die Sache mit der Wasserkraftzentrale vielleicht eingeleuchtet — oder meine Abhandlung?

Schließlich erzählte ich ihr:

„Ich arbeite an demselben Werke wie draußen in den Bergen, hier allerdings nur in Gedanken, wie es draußen in Wirklichkeit geschieht. Das ist aber kein so erheblicher Nachteil, wie Du vielleicht denkst, liebe Marina. Ganz im Gegenteil, hier schaffe ich im großen; all die Kobolde, die im Wasser und im Winde und im Innern der Erde in der Kohle stecken, fange ich nun sämtlich in Gedankennehen ein und lasse sie alle erdachten und erdentlich Räder der Welt drehen und sehe zu, was daraus wird.“

„Und was kommt denn dabei heraus?“

„Daß kein einziges Rad mehr durch Menschenhand gedreht zu werden braucht, liebe Marina!“

„Und was hat denn das für einen Zweck?“

„Siehst Du denn das nicht selbst ein? Wenn unsere Kobolde, unsere Naturgeister alle Räder drehen, dann können doch die Menschen den ganzen Tag lang Siesta halten; das ist doch gewiß keine schlechte Sache!“

„Ja, aber was sollen sie dann beginnen?“

„Om, im wesentlichen dasselbe, was Du tust, Marina, leben — einfach leben. Sie alle können dann in schönen Häusern wohnen und sich fein kleiden und Englisch mit-

einander sprechen und wissen von Gott und der Welt ebensoviel wie der Herr Cura. Und dann sind sie alle gleich, Marina; denn nicht die Farbe der Haut macht heute den Unterschied, sondern ganz allein die Größe des Hauses, in dem die Menschen wohnen, und die Pracht ihrer Kleider; dann aber gibt es keinen Abstand mehr zwischen Indianern und Westizern und Spaniern und Amerikanern und Deutschen, dann sind wir alle ein einziges Volk!“

Marina sah mich mit ihren schwarzen, großen Augen staumend an und verließ mein Zimmer.

Wenn es genug geregnet hat, dann hört es eben auf — heute beständig sich wieder diese uralte Weisheit.

Ich bin dann gleich hinaus auf die Arbeitsplätze geritten, wo es viel zu tun gab; die Sturmfluten hatten hier und da die kleinen künstlichen Dämme, die über Einsenkungen des Bodens hinweg die Rohrleitungen zu tragen haben, ganz fortgemaschen oder bedenklich unterpült. Ich bin im Grunde recht froh darüber, daß unsere Werke bereits in statu nascendi dieser schweren, unerwarteten Prüfung ausgesetzt wurden; so sind die schwachen Stellen frühzeitig genug autage getreten und großer Schaden ist verhütet worden. Es ist nicht auszudenken, was es für das ganze Werk der Asociación bedeutet hätte, wenn plötzlich durch solche, in diesen trockenen Gegenden allerdings unbekanntes Wolkenbrüche der ganze Betrieb für Wochen unterbrochen worden wäre, nachdem einmal die Existenz sämtlicher Silbergruben im Tale Ozaca von der in der Wasserkraftzentrale erzeugten Energie abhing.

So angenehm also diese schwere Prüfung auch ist, so muß jetzt doch mit doppelter Energie gearbeitet werden, die Schäden wieder gutzumachen, damit die gesamte Arbeit nicht zu lange aufgehalten wird. Alles dürstet ja gierig nach der Kraft, die aus dem Hochgebirge fließen soll; und wir selbst, der Imparcial, sind ihrer am bedürftigsten; neue Maschinen sind bestellt, und unser alter Gasmotor ist längst überlastet. Unser Wohl und Wehe hängt davon ab, daß ihm kein Unfall zustoßt, sonst wäre alles vorbei.

So ist für Beschäftigung wieder vollauf gesorgt. Den ganzen Tag erflomme ich, ohne zu rasten, die Höhe des Stauwehres und schritt wieder zum Plateau der Zentrale hinab; wohl zwanzigmal habe ich den Weg gemacht, immer von Tozo begleitet, dem ich als meinem Vertreter die Hausleitung übertrage. Und in meine zwanzig Gesellen ist wieder Leben hineingekommen, nachdem sie in der Woche des Regens allzu reichliche Gelegenheit zur Erholung hatten. (Fortf. folgt.)

Wenn nur das Warten nicht wäre! Die blanken Schienen, die sich schlängeln im Dunst der Ferne verlieren, sind wie gleisende, falsche Schemata. — Die Frau starrt so lange auf den blauen Luftauslass am Ende der Halle, bis ihr die Augen tränen.

Auf der anderen Seite des Bahnsteigs rollt ein Zug in die Weite. Großes Säberrücken! Eine wimmelnde Menge begleitet die Wagenreihe bis zum Ende der schwarzen Pfeiler.

Die Tränen kaskadieren über die Wangen der zuckelnden Frau. So hat sie vor zehn Monaten ihren Fritz in die Ferne ziehen sehen, in den Krieg.

Tränen und Trauer hat ihre brave Mann nicht aufkommen lassen. „Ich tue meine Pflicht wie alle die anderen, und Du, Niemand, den! an unser Kind!“

Ja, das Kind! Er sollte es heute zum ersten Male sehen, sich über den pausbäckigen Jungen freuen. Aber wenn er nun tot ist?

Schon lange hat sie keine Nachricht mehr von seiner eigenen Hand, und welcher Art seine Verwundung ist, hat man ihr nicht geschrieben.

Der mitleidige, alte Herr neben Frau Müller sieht auf die Uhr. „Noch eine Minute.“

Er hält die Frau, welche wie von der Tarantel gestochen emporfährt, am Arm zurück. „Geduld, Frauenchen. Gehen Sie nicht ins Gedränge. Ihr Mann wird Sie schon bemerken.“

Aus den weißen Schleiern, die weit hinten die Bahnstrecke abgrenzen, löst sich ein dunkles Etwas. Eine Krümmung des Weges läßt es erkennen. Wie eine schwarze, auf einen weißen Faden gezogene Perlenkette rückt es vorwärts. Die Menge schiebt sich nahe an den Rand des Steigs heran.

Frau Müller beugt sich die Lippen wund. Der Zug hat im Wochen, im Näherkommen etwas Drohendes. Als wälze sich schwer und zermalmend das Unglück heran.

Feldgrauwe Gefächler über feldgrauem Tuch an den Fenstern. Das zornige Schreien der Lokomotive überläutet Aufre der Freude. Das Lächeln, welches hier und dort um blasse Lippen fliegt, tut weh, wenn man's genau schaut.

Frau Müller verhorrt wie gelähmt an ihrem Platz. Alle sieht sie vorüberwandern. Viele haben den Arm in der Binde, manche humpeln. Ihr Mann ist nicht darunter.

Der mitleidige Herr neben ihr forscht unruhig in der Miene der Frau. Sollte der Unglücksrabe recht behalten?

Da geht ein Jude durch die Glieder der Frau. Ihre Augen werden weit und starr. Sie lehnt sich matt gegen den schüßend vorgehaltenen Arm des Mitleidigen. Dann — ein Auf. Sie stürzt vor.

Am Ende der feldgrauen Reihe blinzt etwas Dunkles. Ein in allen Farben schillernder Blumenstrauß, den ein Arm in die Höhe hält. Dieser Arm — es ist der linke — gehört zu einem Menschen mit todtbleichem Gesicht, der von einem Sanitäter halb getragen, halb geführt wird. Der rechte Arm seines Waffentodes hängt schlaff und leer herab, und statt seines linken Beines steckt ein Holzstab in der linken Hofe.

Mühselig hüpft er vorwärts. In seine unruhigen Augen ist ein Leuchten gekommen. „Niemand!“ — Der Sanitäter stützt ihn fester.

„Niemand!“ — Jetzt hat sie ihn erreicht. Stumm streckt er ihre die Blumen entgegen. Stumm greift sie nach dem Strauß. Ihre Blide gleiten an seiner Gestalt herab. Hilflos schaut er zu Boden. Dann suchen sich ihre Augen. In den blauen wie in den dunklen Sternen sieht das gleiche, todtwunde Entsetzen.

Der alte Herr wendet sich schnell um. Er schneuzt sich heftig. Es klingt zornig.

„Tot —?“ sagt er laut vor sich hin.

Die dem Ausgang Zustrebenden betrachten ihn verwundert.

Posthumus.

Ein amerikanisches Lob des deutschen Sanitätswesens.

Der New Yorker Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamse Courant“ übermittelt seinem Blatte die Auslassungen eines Amerikaners über den deutschen Sanitätswesen im Kriege, die dieser in der „Globe“ veröffentlicht hat. Obwohl wir von der Tüchtigkeit unserer Ärzte und der ausgezeichneten Organisation unseres Sanitätswesens selbst vollkommen überzeugt sind — die vor einigen Tagen veröffentlichten statistischen Zahlen sind ein voller Beweis für diese Tatsache — mag es uns doch interessieren, die sehr bemerkenswerten Feststellungen des Amerikaners zu veröffentlichen. Wir entnehmen aus jenem Artikel des „N. N. C.“ das folgende:

Wenn man verfolgt, wieviel ausgezeichnetes und Vorbildliches in Deutschland auf dem Gebiete der Heeresverwaltung im weitesten Sinne des Wortes geschieht, kann man sich dem Wunsch nicht verschließen, daß auch die anderen kriegsführenden Mächte sich in dieser Hinsicht in der gleichen Weise bemühen. „Aber auch auf diesem Gebiet“, sagt Herbert Cory, der Verfasser genannter Beobachtung, „scheint ein solcher Wettstreit zu bestehen, daß alles das, was sich mit den deutschen Verfahren über Systematik und praktische Ausführbarkeit deckt, ausschließlich zum Besten und Vortheil der einen Partei in Anwendung kommt.“ Cory ist einer der wenigen Bedorredigten gewesen, dem es als Ausländer gestattet war, das Schlachtfeld zu besuchen. Wenn es ihm auch nur möglich war, das Kampfgebiet an einzelnen Punkten zu betreten, so hat diese Vergünstigung doch immerhin soviel eingetragen, daß es ihm lohnend schien, seine Wahrnehmungen einer Würdigung zu unterziehen.

Zunächst wurde seine Aufmerksamkeit auf das gelenkt, was die Deutschen auf dem Gebiete der Heilkunde leisten. Sofort merkte er, daß sie durchweg besser als ihre Gegner — über deren Sanitätswesen er sehr gewissenhafte Studien gemacht hat — sich auf die Kunst verstanden, außer Gefecht gesetzte Soldaten, die aus der Kampflinie zurückgebracht werden, am Leben zu erhalten.

Zunächst Cory, der als einer der besten Kriegskorrespondenten auf diesem Gebiet bekannt ist, lassen es sich die deutschen Sanitäts-Offiziere besonders angelegen sein, in welchem Sinne des Wortes als Wundärzte aufzutreten. Unter anderem ist er — selbst im Vergleich mit den Verhältnissen zu Friedenszeiten und amerikanischer Hospitalpraktiken — zu merkwürdigen Schlussfolgerungen gelangt. In deutschen militärischen Kreisen wird die Amputation von Gliedmaßen, wie es ihm scheint, als ein barbarischer Mißbrauch, der aus der Vergangenheit herübergekommen ist, angesehen, eine Sache, von der nur in den allernotwendigsten Fällen Gebrauch gemacht werden soll. Wenn es einen Fall gibt, in dem es auf Tod oder Leben geht, wird der Verletzte, sowohl in dessen eigenem wie im Interesse seines Vaterlandes, von seinem Wundarzt niemals verstümmelt, wenn sich noch irgend eine andere Möglichkeit bietet.

Bereits von allem Anfang an leiteten seine langdauernden Erfahrungen beim deutschen Sanitätswesen Herrn Cory zu der Entdeckung, daß die Militärärzte imstande sind, 50 bis 60 Prozent der ihnen zugebrachten Verwundeten der Genesung entgegenzuführen. Aber diese bereits unübertroffenen Erfolge wurden, nachdem die Einleitungsphase des Krieges vorbei war, noch erheblich verbessert. Kennzeichnend sind die Einzelheiten, die Cory über die Tätigkeit und das Aussehen dieser — wie er sagt — „systematischen Wunder-täter“ entwirft.

In einem Aufgraben bei Soissons stand ein Sanitätsoffizier über einen Verwundeten gebeugt. Nachdem er diesen einige Minuten lang, so genau als es die Umstände ermöglichten, untersucht hatte, lautete die Anweisung: „Dieser Mann muß sofort weggebracht werden und zwar nicht nach dem Feldlazarett, sondern nach dem Hospital in A.“ Wie Cory später feststellen konnte, war der Körper dieses Mannes von einer Kugel durchbohrt.

Ebenso wie alle Verwundeten sofort untersucht werden, erfolgt unmittelbar danach eine Kennzeichnung mittels einer Karte, die an der Seite des Verletzten angeheftet wird und die kurz andeutet, zu welchem Befund der untersuchte Arzt gelangt ist. Aus der Farbe dieser Karte ist dem Krankenträger bereits zur Genüge ersichtlich,

was er mit dem Verletzten zu tun hat. Zu mündlichen Befehlen ist, da ja mitunter das Leben eines Kranken auf dem Spiele steht, wenig Zeit, außerdem könnte dies leicht zu Mißverständnissen führen.

In dem oben angegebenen Falle blieb die Verwundung der Tragbahre außer Betracht. Der Schwerverwundete wurde von seinen Kameraden behutsam zunächst ungefähr 2 1/2 Kilometer auf den Armen fortgetragen, wobei sie verpflichtet waren, innerhalb der beschriebenen Laufgräben zu bleiben, obgleich dieselben teilweise große Morastpfützen aufwiesen. Erst 2500 Meter weit bot die Kampflinie ein so vollständig bedecktes Gelände, daß es möglich war, den Kranken vorsichtig aus dem Aufgraben zu heben, auf der Bahre auszuliegen und auf diese Weise noch rund 1500 Meter weiter rückwärts zu dem bereitstehenden Krankenträger zu tragen zu können.

In Uebereinstimmung mit dem Auftrag des Sanitätsoffiziers war der Kranke zur Aufnahme in ein Hospital bestimmt, das noch 50 Kilometer weit vom letztgenannten Punkt entfernt war. Nichtsdestoweniger waren noch keine 1 1/2 Stunden verstrichen von dem Augenblick an, da ihn die Kugel traf und er entleidet sowie von der eingedrungenen Kugel befreit im erquickenden Hospitalbett lag.

Eine große Zahl scheinbar hoffnungsloser Fälle hat Cory seitens der deutschen „Wundertäter“ in der Behandlung beobachtet, mit dem Erfolge, daß nicht allein das an einem seidenen Faden hängende Menschenleben gerettet war, sondern auch die anfänglich absehbaren Verwundungen vollkommen heilten. Wohl war ihm wenig Gelegenheit gegeben, in die Geheimnisse dieser Heilkunde einzudringen, aber was ihm über alles imponierte, war das Bestreben der Ärzte, alle Verwundungen sofort zu untersuchen, gut zu reinigen und sorgfältig schmerzfrei zu halten. In sehr großem Umfange sind überall mit Hilfe geeigneter Wohnungen Verbandplätze und Feldlazarett eingerichtet. Auch von der Röntgenuntersuchung wird in größtem Maße Gebrauch gemacht. So hatte Cory Gelegenheit, wahrzunehmen, wie schnell nach der Auffahrt der Motorfahrzeuge vor dem Lazarett die Röntgenapparate in Wirksamkeit traten. Kaum zwanzig Minuten erforderte die Anfertigung der X-Strahlen-Bilder von 15 Verwundeten. Es waren niemals zuvor gesehene lebensgroße Abbildungen, die auf riesigen Platten hergestellt waren. Nicht allein die Kugel oder der Splitter, selbst den Weg, den sie eingeschlagen hatten, waren sehr deutlich wiederzugeben.

Die Amputation von Gliedmaßen wird von den deutschen Sanitätsoffizieren — wie gesagt — äußerst selten vorgenommen. Wenn ein Bein splitter in der Wunde zurückgeblieben ist, bemüht sich der Arzt mit einer inwendigen Säge auszuheilen. Späterhin bleibt dann nur eine äußerliche Narbe zurück, um zu zeigen, daß es auch ohne die Amputation des Gliedes geht. Was z. B. die Arme betrifft, so werden dieselben, falls die Nerven völlig durchgeschnitten sind, natürlich lahm. Aber der Arm ist doch wenigstens noch vorhanden. Auf dem Gebiete der künstlichen Gliedmaßen liefern die Deutschen, so verwundernd eslingen mag, selbst dem ärgst Verletzten künstlichen Erfolg, und sogar künstliche Schultern und Hüften habe ich anbringen sehen . . .

J. Z.

Kleines Feuilleton.

Das Pferd im Kriege.

Daß der Krieg an jeden Mann, der im Felde steht, große Anforderungen stellt, ist ja hinreichend bekannt und gewürdigt worden, selten aber ist der treuen Kameraden unserer wackeren Reiter und Fahrer, der Pferde, gedacht worden. Auch sie haben Leistungen zu vollbringen, die bewundernswert sind. Das Pferd im Kriege ist ein Kapitel für sich, und sicherlich werden sich noch Versuche gemut finden, die es eingehender Behandlung unterziehen. Hier sollen deshalb nicht die Leistungen der Kriegspferde, ihre Ausdauer bei den Märschen der Kavallerie und ihre bewundernswürdige Kraftanwendung bei der Artillerie und beim Train geschildert werden, sondern ihre Freuden und Leiden und vor allem ihre Anpostungsfähigkeit, ihre Treue und schließlich ihre vorzüglichen Eigenschaften für den Krieg.

Schon in Friedenszeiten sind die Pferde wahre Kameraden derjenigen, die mit ihnen umzugehen haben. Im Kriege werden Reiter und Pferde noch unzertrennlicher. Unsere Soldaten wissen manche hübschen Geschichten zu erzählen, wie die Kameraden Reiter und Pferd in Feindesland zusammen leben. Ist ein Quartier nach vielen Mühsalen erreicht, so denkt der Reiter zuerst an sein Köpfelein. Ist er noch so müde, er läßt sich's nicht verdrießen, seinem Pferde eine behagliche Stätte zu bereiten und ein angenehmes, ausreichendes Futter zu verschaffen. Auch er auch das ganze Dorf absuchen und weit zurück zur Fouragenabteilung wandern, er tut es für seinen Kameraden gerne. Finden sich keine Ställe, so sind menschliche Behaulungen für den Freund des Reiters nicht zu gut. Die Pferde werden, wenn sich Ställe nicht finden, in Schloßern und Herrschaftsbauern, in Kirchen und Amtsgebäuden untergebracht, sie teilen mit dem Reiter das Zeltdach oder ruhen unter freiem Himmel, wenn's dem Reiter einmal nicht besser geht. Dieses Verhältnis läßt es auch verstehen, wenn der Reiter fliegend neben seinem toten Pferde stehen bleibt und ihm Tränen nachweint, daß ihm der Tod seines Kameraden nahegeht und ihn für lange Zeit trübselig stimmt.

Nicht nur die Gewohnheit hat dieses Verhältnis zwischen Mensch und Tier geschaffen, sondern wohl hauptsächlich die Dankbarkeit: denn jeder Reiter ist seinem Pferde dankbar. Wen haben nicht schon die schnellen Hübe der Tiere aus großer Gefahr gerettet, wen haben sie nicht schon sicher durch den größten Kugelregen getragen oder vor der Gefangenschaft bewahrt? Aus allen Kriegen sind uns rührende Erzählungen hinterlassen, die die Brauchbarkeit der Pferde in den Kämpfen und Schlachten feststellen und das gute Verhältnis zwischen Mann und Ros und die Heldentaten beider schildern. Der jetzige Krieg hat den alten Erfahrungen neue zugefügt. Ein Kanonier erzählt die glaubhafte Geschichte, wie es ihm gelang, ein Geschütz zu retten, weil die Pferde allein zu ihrem Platz fanden. Im größten Kugelregen kamen sie, da der Vereiter gefallen war, angetrabet und nahmen ihren in Friedenszeiten geübten Platz ein. Daß unverwundete Kavalleriepferde auch ohne Reiter im Glied bleiben und, allen Kommandos folgend, die Gefechte und Schlachten mitmachen, an der Stelle, die sie in Friedenszeiten ausfüllen, ist eine bekannte Tatsache. Neu dürfte jedoch eine Erfahrung sein, die ein Mann mit seinem Braumen gemacht hat. Das Regiment formierte sich zur Attade und wurde dabei von feindlichem Geschützfeuer überschüttet. Ein Granatsplitter warf den leichtverwundeten Reiter aus dem Sattel, als die Attade ansetzte. Der Verwundete sah, wie sein Pferd eilig wieder den alten Platz am linken Flügel der Eskadron einnahm und sich dort während des ganzen Vorstoßes wacker hielt. Bei jedem Sammeln der zerstreuten Teile fand es sich pünktlich am linken Flügel ein. Als der Reiter es glücklich erreicht hatte, brach es zusammen. Ein Splitter der Granate, die die Verwundung des Reiters verursacht hatte, hatte dem braven Ros den rechten Hinterfuß fortgerissen, und mit drei Füßen, blutend, war es dennoch auf dem Posten geblieben. Ein anderer Reiter berichtet, daß während eines Gefechtes mit feindlicher Infanterie sein Pferd einen tödlichen Schuß erhalten hatte. Es brach sofort zusammen. Dem Reiter, der die Verwundung vorerst nicht kannte, gelang es, das gefallene Pferd wieder auf die Beine zu bringen. Er machte mit seinem tothunden Ros, ohne daß ihm eine Schwäche des Pferdes auffiel, noch einen längerenritt, dann fiel das Pferd plötzlich um und war auf der Stelle tot. Bei einem anderen Pferd wurde am Schluß eines Kavalleriegefechtes eine abgedrochene Lanze in der Brust stechend gefunden, trotzdem hatte es während des Gefechtes nicht die geringste Schwäche gezeigt. Ähnliche Vorfälle werden später vielleicht noch berichtet werden. Die jetzt bekannt gewordenen jedoch beweisen schon die Pflichttreue der Pferde, und sie rechtfertigen es, wenn die Reiter ihre Pferde als Kameraden behandeln und lieben.

Ein Munitionsfest.

An ein Fest zu Ehren von Pulver und Salpeter, das im Jahre II der Französischen Republik stattfand, erinnert A. Vortel im „Temps“. Da es den 14 französischen Armeekorps an Munition fehlte, hatte der Kontent beschloffen, Unterricht in der Pulver- und Salpetergewinnung erteilen zu lassen; die Schüler lernten unter der Leitung hervorragender Professoren, wie man aus dem Boden Salpeter gewinnen, wie man Pulver machen, und wie man Kanonen und Gewehre herstellen konnte. Infolge „intensiver“ Unterweisung — denn die Munitionsnote war damals genau so groß wie heute — brachten allein schon die Pariser in neun Monaten 12 Millionen Pfund Salpeter (das „kostbare Salz“ wurde damals bei der Pulverbereitung im Verhältnis von 75 Proz. verwendet) zulaufe, während bis dahin in ganz Frankreich nur drei Millionen Pfund geerntet worden waren; außerdem lieferte Paris täglich 680 Gewehre. Um solchen Eifer die gebührende Anerkennung zu zollen, beschloß der Kontent am 20. März 1793 (26. Ventöse), zu Ehren der Pulver- und Salpeterbereiter im Parlament ein Fest mit feierlichem Empfang zu veranstalten. Vier Tage später fand dieses Fest statt. Der Salpeter-Festzug formierte sich nach einem von David entworfenen Programm. An der Spitze marschierten die Vertreter des Kontents; dann folgten Abordnungen der einzelnen Abteilungen der Munitionsfabriken mit Attributen ihres Handwerks; dann die Professoren, welche den Unterricht erteilt hatten und endlich die Schüler mit aus Salpeter hergestellten Allegorien. Da sah man auf großen Tragen getragene Pyramiden mit dreifarbigen Behängen, Sinnbilder der Freiheit und der Gleichheit auf einem Löwenfell (Symbol des Mutes), phrygische Hüte, Speere, Säbel, Hüften berühmter Patrioten, das alles geschmückt mit Blumen, Kränzen, Bändern in den Nationalfarben, Fahnen . . . Hinter dieser wandelnden Ausstellung schritt der „Souverän“; hierzu gehörte alles, was sich der Gesellschaft irgendwie nützlich erwies: so konnte man den Parlamentspräsidenten neben dem Schmied, den Bürgermeister mit seiner Schärpe neben dem Holzfäller und dem Maurer, den Richter mit seinem Federhut neben dem Meister Weber und dem Schuster, den Schwarzen aus Afrika neben dem Europäer sehen. Den Schluß des Zuges, der unter Kanonendonner durch die reich bekränzten und besflaggten Straßen schritt, bildete die militärische Macht. Trompeten bliesen eine kriegerische Musik, und Tausende von Menschen sangen „das Lieblingslied der Kinder von Marseille“ mit. So kam man zum Kontent, wo verschiedene Reden zur Verherrlichung Frankreichs gehalten wurden, während die Jünglinge der Pulver- und Salpeterfabriken ihre Gaben auf den Altar des Vaterlandes legten. Dann fuhr auf einem neu gegossenen Geschütz ein Kanonier in den Saal, um gleichfalls eine Ansprache zu halten. Zuletzt wurde im Garten des Parlaments mit den neuen Kanonen und Gewehren Probe geschossen. Natürlich fehlte es auch dabei nicht an Drohungen — in Vers und Prosa — gegen alle Feinde Frankreichs, denen der sichere Untergang in Aussicht gestellt wurde. . . .

Die Bakteriologie im Kriege.

Die hygienischen Maßregeln, die in der Hauptsache erst nach unserem letzten großen Kriege auf Grund wissenschaftlicher Arbeiten geschaffen worden sind, sind noch nie in dem Umfange und mit dem durchgreifenden Erfolg durchgeführt worden, wie jetzt. Während in den früheren Kriegen mehr Leute infolge von Seuchen als infolge ihrer Verwundungen starben, ist es diesmal gelungen, etwa vierzigtausend vorkommende ansteigende Krankheiten überall einzudämmen. Es ist dies möglich gewesen auf Grund unserer wissenschaftlichen Kenntnis der Erreger der Krankheiten. Prof. Dr. E. Pringsheim zeigt nun in der „Naturwissenschaftlichen Umschau“ der „Chemiker-Zeitung“, wie es auf Grund der Kenntnis der Lebensgewohnheiten der Bakterien möglich ist, zu verhindern, daß die Schädlinge durch natürliche Öffnungen oder durch Wunden in den Menschen gelangen. Durch den Mund bringen die Cholera-, Typhus- und Ruhrbakterien ein. Der die Cholera erzeugende Komma-Bakterium kann sich, da er vor allem Trockenheit nicht verträgt, nicht durch die Luft ausbreiten, sondern nur durch unreines Wasser. Es richtet sich daher die Sorge der Bakteriologie auf die Erkennung der Cholera-Bakterien, ihre Abtötung in den Abgängen der Kranken und in verdächtigem Wasser, und auf den Schutz des Organismus gegen die mit der Ansteckung verbundenen Schädigungen. Die Zahl der Erkrankungen ist durch die fogenstreichende Schimpfung stark vermindert worden; die Schimpfung besteht darin, daß man durch Einspritzen von Cholera-Bakterien, die vorher durch vorrichtiges Erwärmen abgetötet worden sind, so daß sie sich nicht im Körper vermehren können, Abwehrstoffe bildet. Ganz ähnlich geschieht beim Typhus die Verhütung der Ansteckung. Auch hier wird eine vorzügliche Impfung mit abgetöteten Bakterien vorgenommen. Die Ruhrbakterien werden weniger durch das Wasser, als durch allerlei Nahrungsmittel übertragen. Eine vorzügliche Behandlung durch Impfung mit Bakterien ist hier leider noch nicht möglich, da die Ruhrbakterien ein Gift bilden, das die Einspritzung auch von abgetöteten Bakterien zu gefährlich machen würde. Durch Infektion der Wunden bringen die Erreger der Blutergiftungen und der Starrkrampf-Bakterien Schaden. Ein sehr wirksames Mittel gegen den Starrkrampf bildet das bekannte spezifische Serum.

Notizen.

— Im Wissenschaftlichen Theater der Urania wird am Sonntag der Vortrag „An den Grenzen von Südtirol und Italien“ wiederholt werden. Am Donnerstag wird Herr Professor Dr. Schwahn einen Vortrag „Der Jorzo und die Adria-Küste Österreichs“ unter Vorführung zahlreicher farbiger Landschaftsbilder aus den südtiroler Kriegsgeländen halten. Dieser Vortrag bildet gewissermaßen eine Ergänzung zu dem gegenwärtig auf dem Repertoire stehenden Vortrag „An den Grenzen von Südtirol und Italien“.

— Deutscher Ronistenbund. Freitag, den 16. Juli, abends 9 Uhr, im Rollendorfs Hof, Bülowstr. 2. Vortrag von Herrn Wilhelm Aders. Thema: „Theoretische Betrachtungen über Anreizungsfragen“.

— Anzeigen als Anzeichen. Im „Kunstwart“ findet sich eine Zusammenstellung von Zeitungsanzeigen, die weitere Beachtung verdienen als bedenkliche Anzeichen dafür, wie Geschäftsgier und Geldgierigkeit aus dem Kriege Geld zu machen suchen. 49-Zentimeter-Drummer als Vorstednadel, Prosche, Feuerzeug, Parfümbehälter usw. werden angepriesen neben echten französischen und englischen Dum-Dum-Geschossen und patriotischen Schlagern mit Kriegerverdienst. Den Gipfel der Rohheit erreicht ein Stuttgarter Blatt mit der folgenden Anzeige:

Jeder Krieger und jeder Verwundete sollte eine Karte haben! Letzte Worte eines sterbenden Kriegers! Postkarten für Krieger mit Beschriftung von einem Offizier, dem auf dem Schlachtfeld beide Füße abgeschossen wurden, mit seinem eigenen Blute niedergeschrieben. 10 Gg. 50 Pf., 100 Gg. 4 M. Versand gegen Nachnahme oder Einzahlung des Betrages durch

— Das größte Theater der Welt. In Philadelphia ist im vorigen Monat der Grundstein zu einem Gebäude gelegt worden, das bestimmt sein dürfte, das größte Theater der Welt zu werden. Im Botanischen Garten der Pennsylvania-Universität soll der Bau als Amphitheater erheben. Er soll für 10 000 Zuschauer Raum bieten. Man mache sich eine Vorstellung von der Größe dieses Theaters, wenn man bedenkt, daß unsere Theater im Durchschnitt 500 bis 1500 Plätze haben und daß bei uns in Europa es als ein Ereignis gefeiert wird, als einmal eine Vorstellung vor 5000 Zuschauern stattfand. Auch die Aufhebung der Bühne werden größer als sonst üblich sein; die Breite soll 80, die Tiefe 40 Meter betragen.